Zeitschrift: Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens

Herausgeber: [s.n.]

Band: 7 (1965)

Artikel: Puschlaver Palette

Autor: Thürer, Georg

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-971745

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Puschlaver Palette

Von *Georg Thürer*

I. Das goldene Blatt vom Ringbrot

Vor unserer Stube gilbt ein Kornacker. Als wir die Wohnung bezogen, herrschte das Grün als Grundfarbe vor. Jeder Tag der heißen Hochsommerwoche hat einen neuen Schleier Gelb darüber geworfen, so daß das Ährenfeld heute golden aus dem saftigen Grün der Kartoffeläcker und dem blassen der unlängst gemähten Wiesen hervorleuchtet. Der ganze Schuttkegel am Gegenhang jenseits des Talflusses ist nun wie ein Riesenfächer grüngelb gemustert, wobei die Mäuerchen, die vom Aufräumen der einst steinbesäten Matten herstammen, die Umrisse der Felder noch betonen. Irgendwo dengelt ein Bauer seine Sichel. Die Frau wird sie führen. «Das Kornschneiden ist Frauenarbeit», erklärt man uns. Körnerwurf, Hammerschlag und Axthieb sind Männerwerk. In dieser Zuscheidung der Arbeit an die Geschlechter wirken noch uralte Vorstellungen nach (denen allerdings nicht mehr streng nachgelebt wird).

Das Brot der Puschlaver hat seine Urform beibehalten. Talauf, talab, bald dunkel, bald hell gebacken — immer zeigt es die Ringform. Die Kinder jubelten, als sie es entdeckten. Schickt man sie zum Bäcker, so tragen sie die Brote aufgereiht am Arm, der bald im Sonnenbrand so dunkel ist wie das braune Brot. Braciadela heißt das Ringbrot denn auch in der Mundart des Tales. Die Bauern, welche da und dort in bauchigen Backöfen noch selber backen, hängen die Brote einer «Backeten» an langen Stangen auf, so daß die Mäuse nicht zukommen können. War am Ende dieser Schutz vor den unerbetenen Nagern Grund zum Aussparen des Loches in der Mitte? Oder wird der Teig der Ringbrote, die flacher sind als unsere Hefenringe, besser durchgebacken? Daß die Brote knusperig sind, wissen die Kinder so gut wie die Mäuse. Sie müssen sich sichtlich zusammennehmen, daß sie die Ringe ganz heimbringen. Hier drinnen halten die pfündigen Brote nicht so lange hin wie droben auf der Alp, wo man das pan sec nach Wochen, ja nach Monaten mit besonderen Messern zerteilt. Wir haben immerhin auch eine gute Schneidart «erfunden». Beim Auftischen reute es uns, die schöne Ringform zu zerstückeln und mit den Brocken einen Brotkorb zu füllen. So führten wir zehn bis zwölf tiefe Schnitte in das Rund, und dann ließen sich die einzelnen Stücke aus den ganz hingelegten Ringbroten herausbrechen. So hat das Brotbrechen und der Genuß dieser Urspeise etwas von der Feierlichkeit einer Tafelrunde oder doch eines Ringes von Menschen rund um eine frühe Feuerstelle zurückgewonnen. Werden wir auf den Geburtstag der kleinen Annina ein Tischgebet finden, das zu den Ringbroten dieses Tales gehört? Jedenfalls spüren wir den geheimnisvollen Kreis zwischen Acker, Korn, Brot und Tisch oder den Hochbogen zwischen Erdengrund und Sonnenlicht deutlicher als sonstwo. Und ist das Kornfeld vor der Stube nicht auch ein köstlich zubereiteter Tisch? Wessen Hand hat ihn gedeckt? Eine gute Hand, die reicht und führt. Wir dachten daran, als uns beim heiligen Abendmahl der Geistliche im Ring um sich versammelte und das Brot des Tales brach.

Vor unserer Stube reift ein Kornacker ...

II. Das rote Blatt vom Lärchenschiff

Schiffe sind Träger der Sehnsucht. Zumal uns in Binnenländern verkörpern sie den Zug

in die Weite. Das Kind, das sein Papierschiff den Bach hinunterschwimmen läßt, belädt es mit Wünschen, die bis zum Meere reichen. Köstlicher sind die Holzschiffe; oft aber zerspellt dem Knaben das Holz beim Aushöhlen, und nagelt man Brettchen zusammen, ach, so spotten die Erwachsenen bald, das Zeug rinne wie eine Zaine. Die Bergkinder haben indessen einen Werkstoff zur Hand, der sich weder sträubt noch hinterhältig Risse ausheckt. Das ist die Lärchenrinde, die oft außen rauhschuppige, innen aber wundersam weiche, dazu karminrot leuchtende und noch lange nach Wald duftende Lärchenrinde.

Ich habe als kleiner Knabe einst im Davosertal bei den Freien Walsern einem Vetter zugesehen, der ein Riesenschiff aus Lärchenrinde schuf. Es war ein Prachtsstück von mehr als Fingertiefe, das dort auf der Werft am Dorfbrunnen erstand und von Stapel lief. Seither übten wir Brüder diese Kunst und zeigten sie, als die Spielfreude erlahmte oder sich anderen Dingen zuwandte, unseren Buben. Niemals aber fanden wir eine solche riesige Rinde wie einst jener glückliche Vetter Andreas, so daß dessen Wunderschiff einmal, gesehen, immer wieder geschildert und wohl in der Erinnerung auch noch erhöht, sagenhaft durch die Gespräche fuhr, wenn von Lärchenschiffen die Rede war.

Da geschah es, daß dieses jahrzehntelang nicht mehr erreichte Eichmaß unversehens wieder erreicht, ja sogar überboten wurde. Wir schlenderten einen Holzweg unterhalb des Saoseosees entlang. Ich sann dem japanisch klingenden Namen dieses Sees nach, die Kinder spähten nach Blumen oder Eichhörnchen, die Mutter sah sich nach märchenhaften Pilzen um — da geschah's. Andreas — lag das Glück an diesem Fischernamen? —, unser Andreas also sah am Strunk einer gefällten Riesenlärche Rindenstücke von mehr als einer Handspanne Dicke. Scharf war der Sägenschnitt geführt worden, und kerngesund war die Rinde, Rotschicht um Rotschicht. Allerdings haftete die Rinde noch so fest am Strunk, daß sie sich bei allem Reißen und Rütteln kaum bewegte. Pech im Glück! Es waren weder Beil noch Stemmeisen zur Hand. In solchen Lagen wird der Mensch ein paar Jahrtausende jünger. Wir suchten wie Urmenschen nach unbeschaffenem Werkzeug. Ein granitener Keil ließ sich zwischen Stamm und Rinde stecken. Mit einem großen Stein wurde darauf gehämmert. Auf diese Weise trieb man den Keil so tief, bis die Rinde rüttelbar wurde. Abends trugen wir die Riesenrinde heim, die schwerer war als alle Rucksäcke zusammen. Der kleine Finder hätte sie nicht zu tragen vermocht. So schleppte der Hausvater den Fund, was er dem Sohne und dem Finderglück schuldig zu sein glaubte.

Ja, er tat noch einen weiteren Lupf. Wohl sagt man von einem östlichen Lande, es könne dort ein Mann mit dem Messer in den Wald gehen und mit einem fertigen Wagen heimkehren. Bisher war es auch in der Zunft der Lärchenrindenschnitzer Ehrensache gewesen, die Schiffe mit dem Messer zu bearbeiten. Nun aber riefen wir doch unser Jahrhundert zu Hilfe, wenigstens um den Schiffskörper zurechtzufräsen und das Deck platt zu hobeln. Der Schreiner Giuseppe Crameri teilte unsere Freude. Er hätte unter den achtzehn Männern, die im Dorfe — zum Leidwesen der Post — den gleichen Vor- und Familiennamen tragen, gewiß den Zunamen des «Freundlichen» verdient. Mit leuchtenden Augen zeigte er uns, was er aus Arve und Kirschbaum, den oberen und den unteren Nachbarn der Lärche, in seiner Werkstatt schuf, und ließ dann den Stahl seine stiebende Spur durch die Rinde ziehen. Wie mit Safranpulver war die Maschine bestaubt. Der Meister blies sie wieder blank und reichte dem Knaben das Werkstück mit einem aufmunternden Ecco! zur Weiterarbeit. Nun sitzt Andreas auf einem Steinblock hinter dem Haus und kehlt und kehlt. Das Bubenmesser ist wieder zu seinem angestammten Recht gekommen. Vielleicht sinnt er dazwischen einem schönen Namen nach, auf den er das Schiff taufen will, damit es auch beim Rufen einst neben der «Madrisa» seines älteren Bruders besteht. Vielleicht plant er stichelnd in Gedanken schon am Häuschen herum, das an Bord erstehen soll. Gewiß aber wird auch die-

ses Schiff, mit Wünschen beladen, in den Ozean der Knabenwelt hinausfahren oder gar segeln, und ebenso sicher wird das gute Handwerk der Lärchenschiffsleute nicht aussterben, sondern den goldenen Boden der Freude behalten, solange es Bubenhände, Messer und ziehende Wasser gibt.

III. Das blaue Blatt vom Saoseosee

Der Saoseosee! Ja, lest den Namen nur dreimal und seht zu, ob ihr ihn dann hersagen könnt wie Zürichsee oder Bodensee. Nicht wahr, man würde diesen See dem Namen nach eher in den Ländern am Gelben Meer oder in der finnischen Seenplatte suchen als im schweizerischen Puschlav. Und doch muß man ihn dorthin heimweisen. Dabei ist sein seltsamer Name noch nicht einmal das Merkwürdigste bei diesem See. Sein Wunder ist seine Farbe. Ich bin zwar kein Seeforscher, aber ich kenne immerhin viele Seen vom Wandern her; denn wenn ich je an einem Bergsee rasten konnte, war mir die Zugabe von zwei, drei Stunden Weges nie zuviel, mochte die Mittagsrast darüber auch zum Vesperhalt werden. Allein so viele Flächen in meiner Erinnerung aufblauen, selbst der Blausee ob Kandersteg oder der Blautopf in Blaubeuren müßten gegenüber dem Blau des Saoseosees erblassen. Ich habe auch die sieben Seen am Jöriflеßpaß gesehen, von denen jeder eine eigene Farbe hat, aber ihr Siebenfarbenspektrum umfaßt doch nicht dieses Blau des Lago di Saoseo. Meine Frau und ich können uns in Farbbezeichnungen selten einigen. Der muntere Zwist entzündete sich über dem «Seegrün», das sie eher blau behaucht und ich schilfiggrün bestimmt wissen wollte. Hier aber waren wir uns einig, daß die Farbe dieses Juwels einzig sei, und aus der strahlenden Welt der Edelsteine holten wir auch den Vergleich, der See sei am ehesten türkis zu nennen.

Wo ist denn dieses blaue Wunder von Saoseo zu sehen? Unterhalb des «Bernina Felsentor», wie der Dichter Conrad Ferdinand Meyer La Rösa nannte, steht an der hundertjährigen Paßstraße das Berghaus Sfazù. Da öffnet sich die grüne Welt des Val di Campo. Nach flachen Talböden, die einstige Seen andeuten, kommen im oberen Talabschnitt etliche größere Seen, von denen der Lago di Viola der größte ist. Er hat aber seinen Namen kaum der Veilchenfarbe zu verdanken; auch die andern Seen sind zwar mit ihren Baumstämmen auf dem Grund und den Alpenrosenbüschen am Gestade voller Geheimnis und Schönheit, aber der Blauzauber bleibt dem Saoseosee vorbehalten. Dabei wäre der waldumschlossene Alpensee, an dessen Horizont der Riesenkristall des Palügletschers blinkt, auch ohne sein Eigenblau schön und ein lohnendes Wanderziel. Er ist aber gar nicht «touristisch erschlossen». Keine Straße bestäubt, kein Lärm betäubt ihn. Ja, die Wege dahin sind unklug angelegt. Es sind nicht einmal Saumwege, so rauh sind sie. Auch haben sie unnötige Gegensteigungen und folgen jeder Hangwölbung. Oder ist es das Geschenk des östlichen Anstiegs, daß man plötzlich auf einer Felsenkuppe steht, von der man mit einem Male den stattlichen See mit seiner baumbestandenen Insel vor sich sieht? Ist er wohl kalt? Ertrüge man zwanzig Schwimmzüge lang den lockenden Weg zur Insel? Tauchen wir für diesmal nur den Blick in diese Flutenfrische, in dieses Taublau, das wir nie mehr so kristallen hell und doch so zaubertief sehen werden.

Saoseosee! Wir fragen im Dorfe nach dem Grunde seiner Farbe. Sollen wir dem Lehrer glauben, der von einer «sospensione di siliceo» spricht, oder dem Fischer, der die bündige Erklärung bereithält: «È un miracolo!»

IV. Das schwarze Blatt: Schmugglergeschichten

Bei einer Bergstreife stießen wir auf einen Grenzwächter. Es war ein junger Bursche, Ende zwanzig, der seinen feldgrauen Hut schmuck zu tragen wußte. Meine Frau hörte aus seinem singenden Gruß einen Anklang an die Sprechweise des Tales meiner Jugend heraus. Als ich in gleicher Tonart ein paar Worte zurückgab,

war das Vertrauen gleich da, und als es sich gar herausstellte, daß wir zu gleichen Lehrern in die Schule gegangen waren und die im Dorfe selbst sorgsam gehüteten Geheimnisse der Fundstellen seltener Blumen gemeinsam wußten, gab der Bursche die Einsamkeit des Dienstages gern preis. Die Gespräche umkreisten Begegnungen mit Schmugglern, die er zum Teil selbst erlebt hatte und zum andern Teil aus dem Erfahrungsschatz seiner Dienstkameraden stammten. Das Puschlav zählte wohl zu den ergiebigsten Nährgründen der Schmuggler und Schmugglergeschichten. Noch vor hundert Jahren war die Grenze gar nicht so kartenfest wie heutzutage. Wir sahen hinüber nach dem famosen Cavaione, das der Kirche nach wohl seit langem zur Christenheit gehörte, aber noch vor hundert Jahren wußte man nicht zu sagen, ob es zu Italien oder zur Schweiz zu rechnen sei. Die Politiker hatten das Bergnest auf über 1400 Metern Höhe vergessen, und die Einwohner taten nichts, um sich den Steuerbehörden in Erinnerung zu rufen. So mußte sich Alt Fry Rätien eben ohne die Batzen von Cavaione behelfen, und die schweizerische Armee hatte die Neutralität des jungen Bundesstaates ohne die Wehrmänner von Cavaione aufrecht zu erhalten. Erst 1863 wurde die Grenze so streng gezogen, daß sie das Bergnest mit den «jüngsten Eidgenossen» endgültig der Schweiz zuschied.

Mochten einst dort oben beinahe so viele Schmuggler als Einwohner leben, so ist nun das Gefälle der Wirtschaft und des Wohllebens anders geworden. Heute schmuggeln eher die Nachbarn von drüben. Es ist ein offenes Geheimnis, daß ihnen dabei viele Nutznießer helfen. Da zieht ein Wegmacher seinen Kittel aus, und das kann dem wartenden Schmuggler bedeuten, daß der Grenzwächter im Gelände ist; ein zu einem Fenster herausgehängtes rotes Tuch kann den lichtscheuen Grenzgängern wiederum «Weg frei!» zuwinken. Aber das sind nur die gröbsten Faustregeln, wichtiger sind Handgelenk und Fingerspitzengefühl. Ja böse Zungen und blinzelnde Augen wissen selbst vom Einbezug gewisser Hüter des Gesetzes von drüben. In der Schweiz hat man es eher auf den Mann abgesehen, um den Übeltäter zu fassen und zu büßen, drüben eher auf die Ware, woher der Übername «Cacciasac» (das heißt Sackjäger) für die Grenzwächter kommt. Oft lassen überraschte Schmuggler ihre rund 35 Kilogramm schweren Säcke im Stich. Sie wissen wohl, wie viele Kilo sie dahinten lassen, und die italienischen Behörden wissen, wieviel sie vom Häscher empfangen; ob sich diese Mengen aber decken, wissen nur die uniformierten Überbringer. Es mag einstige Schmuggler darunter haben, auch solche, die ihre Vergangenheit nicht so sprichwörtlich loswurden wie die einstigen Wilderer, welche ja die besten Jagdaufseher abgeben sollen.

Leicht ist das Schmugglerleben nicht. Die in elenden Alphütten verbrachten Winternächte, in denen sie vor Tagesgrauen in Schneereifen aufbrechen, setzen diesen armen Schwarzgängern ärger zu als die Schreckschüsse der Grenzwächter. Viele bewegen sich trotz ihres kugelrunden Aussehens wieselflink. Das sind die Männer und Weiber, welche unter den Kleidern einen Schmuggleranzug mit hundert und mehr inwendigen Taschen tragen, die grad so groß sind, daß sich eine Zigarettenschachtel darin verstauen läßt. Da fahren aber auch doppelbödige Autos keck unter dem geöffneten Schlagbaum durch, und Hunderte von Uhren wechseln zollfrei das Land, was aber nicht etwa ein Kennzeichen dieser Zollstelle am Poschiavino ist, sondern eher reichen Herren, die durch Grenzstädte fahren, nachgesagt wird. Hier sollen in der Kriegs- und Nachkriegszeit auch steinreiche, edelsteinreiche Leute auf Pfaden gewandelt sein, die rauher waren als die Wege in Dantes Inferno, und die ins Paradies des neutralen Landes führen sollten. Im Veltlin ließen sich, wie man uns erzählte, Ortskundige dingen, und sie trugen Koffer mit Schmucksachen von Millionenwert auf schwindligen Paßwegen. Einzelne Spuren führten ins Fegefeuer der Kontrolle, andere ins Nichts. Man hörte nicht jeden Ruf aus dem Tobelgrund. Es wurde mehr als einmal jene Grenze überschritten, deren Marksteine keine Wappen tragen und die doch die gültigste Grenze des Daseins ist.

Während des Erzählens wurden die Schatten länger und die Steilhänge sattblau. Die Kinder hörten schaudernd zu. Fröstelte es sie am Sommerabend? Drunten in Brusio war aber das Abenteuer der spannenden Geschichten überstanden, und geschmeidig rollten sich die Spaghetti um die sich drehende Gabel, bis der große Glühwurm der Berninabahn daherkam und uns dem Heim entgegentrug, wo Träume Schmuggler und Wächter versöhnten.

V. Das silberne Blatt:

Unser Gang nach San Romerio

«Dort ist es, als ging's geradewegs in den Himmel hinein.» So hatte es die Freundin meiner Frau gesagt, und diese Freundin mußte es wissen, wohnt sie doch auf einem ragenden Schlosse im Domleschg. Ein solches Wort war wie ein Zuspruch zum Aufbruch. Südlich des Puschlaversees, bei Miralago, begann der Anstieg. Man sah aber die Bergkirche San Romerio schon bei der Anfahrt, fast tausend Meter über dem See auf einer Felsenachsel.

Brombeerstauden, die hellrot wie Heidenröslein blühten, bogen sich über die Wege. Eine gute Postfrau, die eine Abkürzung zur ersten Siedlung wußte, bog sie beiseite und pflückte gar die Brennesseln weg, daß sie die barbeinigen Kinder nicht brannten. Nelken glühten aus den dürren Gräsern am Rain. Der Weg wurde steiler, die Gespräche wurden kürzer; sie verdichteten sich beim Gehen zu Rufen; beim Rasten lösten sie sich wieder ins Geplauder. Die kleinen Bäche sprangen in den Reisebecher, der die Runde machte. Dann und wann hielten uns Beeren auf. Die beste Einkehr aber bot uns Mutter Zala in ihrer Hütte. Drei ihrer sieben Kinder umsprangen sie, und das Enkelkind auf dem Arm wird seine Großmutter in der Talmundart bald «Ava» rufen. Sie gehörte zum Menschenschlag derer, von denen die Heilige Schrift sagt: «Sie gab alles, was sie hatte.» «Ecco nostra miseria!» sagte sie beim Betreten der rauchgeschwärzten Wohnküche, aber weder die fremde Herkunft noch die Zahl – wir waren unser sieben – hielt sie davon ab, Hauswürste, Bündnerfleisch und Schinken zum Ringbrot zu legen. Eine Stunde später erlebten wir die gleiche südländische Gastfreundschaft beim Sennen. Er öffnete uns eine seiner beiden Kantinen. Diese haben die Form eines Rundlings und sind aus Tausenden von Steinplatten aufgeschichtet, von denen die obere Schicht die untere immer um Fingerbreite nach innen überragt. Drei Stufen geht es zur Türe hinunter in die Kellerkühle des eingetieften Steinbaus. Kaum war der Schlüssel gedreht und die Tür ein wenig offen, so rauschte es seltsam im Innern. Gleich sahen wir den Grund: ein Bach umfloß zwei große Gebsen schneeweißer Milch. Er hatte über einige Steinfließen ein gewisses Gefälle. Außer den runden Holzgebsen gab es im Gemach, das sein einziges Licht aus der offen gelassenen Tür empfing, nur einen Schrank, dem der Senn Lino einen Ballen goldgelbe Butter entnahm. «Noch duften die Alpenblumen», sagte er, «darum ist die Butter so schön.» Meine Frau lächelte. Ob der Senne wohl ahnte, daß sie heute einen Geburtstag mit einer runden Zahl feierte?

Lino war ein grauer Fünfziger. Als er bemerkte, daß die Kinder seinen hohen Rücken ansahen, erklärte er, wie er als dreijähriger Knabe beim Spiel gestürzt sei und der Arzt dann drei Wirbelbrüche feststellte. Heutzutage hätte ihn eine Operation wohl grad durchs Leben gehen lassen, fügte er hinzu. Aber der Buckel habe seinen Frohmut nicht verbogen oder gar geknickt. Er tanze noch gern, und hier oben habe er Sinn für all das, was über uns sei. Sopra di noi!

Uns zu Häupten stand in silbernem Lichte die Kirche San Romerio. Vor einer Reihe von Jahren hatte sie der Blitz gespalten. Der Senn zeigte uns, wo der Riß durchging. Bundeshilfe festigte das Bauwerk wieder. Wer mochte die Alpkirche hier um das Jahr 1100 gebaut haben, als noch die Staufenkaiser über die Alpen zogen und erfuhren, wie dicht in ihrem Krongut Edelsteine und Scherben beisammen lagen? Ein Pilgerweg hat sich hier auf 1800 Metern Höhe hingezogen.

Dann und wann, zum Beispiel am letzten Julisonntag, ruft die Glocke noch zum Gebet. Wir blickten von der Felsenkanzel in die Tiefe, steht doch dies Gotteshaus so dicht am Abgrund, daß das Mauerwerk und der untenstehende Fels bündig ineinander übergehen. Wollen, sollen wir bei Lino den Schlüssel holen, um den Innenraum zu sehen? Nein, diesmal nicht. Wo die Kirche selbst eine Kanzel darstellt und der Turm selber zu predigen scheint, bleiben wir draußen – drinnen in Gottes großer Kirchenhalle. Dafür nimmt auf dem Heimweg die Inschrift drüben am Portal der Kirche des schöngelegenen Viano das Eingangswort vom Himmelstor wieder auf: Domus dei – porta coeli.

*

Eine halbe Stunde später stehen wir unter Edelkastanien, und der Blick schweift in die Talgründe des Veltlins, wo die Feige den Garten und die Kastanie den Hang beherrscht, bis hinauf zu den Silbergräten. Dreieinhalbtausend Meter umfaßt die Höhenspanne des Tales. Größte Gegensätze prägen sein Gesicht. Unweit der Stelle, wo die moderne Technik ob Selva schöne Serpentinen aus dem Berge bricht, wurde auf der Alp Ur vor wenigen Jahren noch ein Wolf erlegt. Und in Rufweite der kunstvollen Berninabahn ziehen noch die letzten Holzpflüge ihre Furchen durch den Ackergrund. Das Gemeindeoberhaupt von Poschiavo, das immer noch Podestà heißt, rief am Bundesfeiertage wie ein römischer Cato dem Jungvolk die vita semplice et sobria als den besten Nährgrund des Bürgerlebens ins Gewissen. Die Luft römischer Geschichte umwehte die Brüstung, von der aus der Redner sprach. Und es sprachen mit der prachtvolle romanische Campanile der katholischen Kirche mit dem Beinhaus und der barocke Turm des evangelischen Gotteshauses über dem Friedhof mit den vornehmen Grabstätten der Patrizier sowie der massige Rathausturm, dessen Glocke die Feier eingeläutet hatte und das Jahr hindurch den Gemeinderat zusammenruft. Er ist so alt wie der Ewige Bund und verkörpert das Selbstvertrauen des stattlichen Borgo, den wir im Dutzend der schönsten Schweizer Stadtbilder freudig mitzählen. Der Grundton dieser meisten Bauten ist seltsam silbern, im vornehmen Spaniolenquartier ins Bunte schillernd, in den armen Gassen ins stumpfe Rustikane gedämpft, und die steinplattenen Dächer wahren auch dem Blick aus der Höhe den Eindruck einer von Silberlicht umflossenen Siedlung.
(1959)